

Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht**

Band (Jahr): - **(1846)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der 50 Thaler zur Bezahlung der Eintritts- und Patentsgebühren. Wenn jemals Geld bei mir den Ausschlag gab und gut angewandt war, so ist es diesmal der Fall. Der Wein, der alte Sorgenbrecher, der mir jedoch oft ein Sorgenmacher ward und meine besten Vorsätze über den Haufen warf, ist mir jetzt ein Fremdling, nicht nur, weil er hier selten und theuer ist, sondern weil ich ihn aus berechneter Selbstüberwindung absichtlich und grundsätzlich meide. —

Der Hauptzweck dieses meines Schreibens an Sie, mein lieber Herr Better, ist nicht allein, um Sie von meinem fernern Sein und meinen seitherigen Schicksalen in Kenntniß zu setzen, sondern auch, um mir Ihre Vermittelung bei meinen lieben Eltern auszuwirken. Ich hätte mich gleich unmittelbar an diese selbst gewendet; allein ich habe kaum den Muth und die Hoffnung für einen guten Erfolg dazu. Ach! ich sehe es erst jetzt recht ein und fühle es mit jedem Tage, wie sehr ich mich an ihnen versündigt, wie oft ich ihre Liebe und Opfer mißbraucht habe. Ach! ich darf kaum Verzeihung von ihnen erwarten. Wenn ich Adlersflügel hätte, ich flöge augenblicklich zu ihnen hin, wärfe mich zu ihren Füßen und spräche, wie weiland der verlorne Sohn im Evangelium: Ich habe mich an Gott und an Euch versündigt, und bin nicht werth, ferner Euer Sohn zu heißen; aber vergebet mir, nehmt mich auf und machet mich zu einem Eurer Tagelöhner!

Ja, mein lieber Herr Better, meine Reue und Besserung ist da, ist aufrichtig, ist vollkommen. Das habe ich der weisen Führung des Schicksals zu verdanken. Seine Wege sind oft rauh und wunderbar. Sie führen zuweilen durch dorniges Gestrüpp; aber am Ende doch zum schönen Ziele. Die Schule des Unglücks ist die beste. — Habe ich auch binnen wenigen Monaten Vieles, fast Unerträgliches, gelitten — ich danke dem Himmel dafür. Ja, ich kann wieder beten und thu es täglich aus der Fülle meines Herzens. — Noch bin ich nicht aus aller Noth und Verlegenheit. Es bedarf meinerseits der Anstrengung und Beharrlichkeit im Guten. Daran soll es nicht fehlen. Ich bin Gottlob zur bessern Einsicht gelangt und mein Wille ist erstarkt. — Ich bedarf aber auch noch der äußern Unterstützung — einiger Baarschaft zur Erhaltung des Patentes und zur Anschaffung der nöthigsten chirurgischen Instrumente. — Daher ersuche ich Sie, mein verehrtester Herr und Freund, mir vor allen Dingen bei meinen Eltern Verzeihung auszuwirken und sie zu bewegen, mir als letzte Unterstützung einen Wechsel von etwa 100 Thalern zukommen zu lassen.

Damit Sie sehen, daß mich mein nunmehrigeß Betragen, meine gegenwärtige Lage und meine schönen Ausichten in die nahe Zukunft zu dieser Bitte berechtigen, lege ich hier einige Zeugnisse und Empfehlungen vom schweizerischen Consul, von dem in S. wohlbekannten Handelshause G., und von meinem jezigen Prinzipal bei.

Helfen Sie mir! Retten Sie mich! Empfangen Sie zum voraus meinen herzlichsten Dank dafür! Empfangen Sie auch tausend Grüße an Sie und die werthen Ihrigen, insbesondere aber an meine lieben, unvergeßlichen Eltern und Brüder, so wie an alle Verwandten und Bekannten, von

Neu-York den 6. April 184*

Ihrem

dankbaren Better
Jakob * * *

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers.

Spott! furchtbare, zweischneidige Waffe, die Wunden schlägt, welche nie, nie wieder vernarben können, warum triffst du nur die Armen, Weheloßen, nur die Opfer, nicht die Opferer, warum senkst du dich vor den Stolzen und Mächtigen? — Ach, es ist so schön, zu lachen über fremde Thränen, ein Leben voll Kummer, Sorge, getäuschter Hoffnungen, in zwei Worte zu

fassen, es dem Hohne, dem Achselzucken preis zu geben; es ist ein so edler Ruhm, wichtig zu sein in einer großen Gesellschaft! Wie lachten sie diesen Abend, wie jagte ein Einfall, ein Witzwort das andere, als das Gespräch sich auf — alte Jungfern wandte! Allein stehen müssen, daß sie das traurigste Gefühl der Einsamkeit mit sich schleppen müssen durch das öde Leben, muß Gure Menschenliebe sie auch noch mit Hohn beladen? Müßt Ihr noch ihrer grauen Haare spotten, thörichte, eitle Dirnen, alberne Knaben, denen es besser ziemte, Wehrlose zu vertheidigen?!

Jetzt erst allein im düstern Gemache, finde ich Worte für meine Entrüstung. Ich wollte in dem glänzenden Salon reden, wollte die Geschichte einer Edeln diesem jämmerlichen Spotte entgegenhalten; aber ich vermochte es nicht; es war, als riefte mir eine Stimme zu: Entheilige nicht das Andenken der geliebten Todten! Trage nicht ihr reines Bild in das Getümmel von Menschen, die nur für Glanz, Prunk und hohlen Schein leben, denen nur der Schein gilt, die Gefühle austramen, wenn glänzende Geschmeide, um damit zu prangen, nur frei von Sünde sich erhalten, um ihren guten Ruf zu bewahren!

Wie lebhaft wird mir jetzt die Erinnerung an meine Kindheit! Ach, sie war nicht glücklich! Jahre vergingen mir, ehe ich wußte, wie Mutterforge thut, wie einer Mutter Worte klingen. Mein Vater war immer ernst und mürrisch, ihn hatte das Unglück, mehr noch eigene, bittere Schuld, hart und rauh gegen sich und Andere gestimmt. So lange ich ihn kannte, verließ er selten das finstere Stübchen, in dem wir wohnten; zuweilen führte er mich spazieren, aber es geschah nur Abends, und er wählte nur einsame, menschenleere Gegenden; Frühlingssonne, Blumen, heitere Kinder, Gesang, Orgelklang und das Gebet frommer Menschen, Alles, was sonst unsere Gemüther erfreut und erhebt, hatte für ihn keinen Reiz mehr. Niemand besuchte uns; mein Vater besorgte selbst alle häuslichen Geschäfte und kochte unser kärgliches Mahl; Lesen und Schreiben, so wie die ersten Begriffe der Religion, lehrte er mich. Nie habe ich ihn fröhlich gesehen; nur selten sprach er mit mir außer der Zeit, wo er mich unterrichtete, und wenn es geschah, waren es nur wenige Worte, nur ein Verweis oder eine Warnung. Gespielen hatte ich nicht, und war so fast nur auf mich, auf die Spiele einer kindlichen Phantaste, beschränkt. Welch sonderbares Bild malte ich mir von der Welt, die mir so fern lag! Ein altes Bilderbuch, eine biblische Geschichte, gab mir die angenehmste Beschäftigung. Mühsam buchstabirte ich die schönen Erzählungen daraus zusammen. Einmal las ich etwas, das ich mir nicht erklären konnte. Es hieß im Buch: „Und sie schwuren sich Treue: „Was ist denn Treue, Vater?“ fragte ich in meiner Unschuld. Mein Vater blickte mich an; ich vergesse nie den Schmerz, der in seinen Augen lag; er antwortete nicht, aber weinte laut. —

Als ich sieben Jahre alt war, ward mein Vater sehr krank. Ich hatte in den biblischen Geschichten von Ärzten gelesen, die den Leidenden helfen können. Ich wagte meinen Vater zu fragen, ob ich einen solchen hülfreichen Mann holen solle. Er schüttelte mit dem Kopfe. Wochenlang lag er auf dem Siechbette. Er redete nicht und klagte nicht, aber seine Züge sprachen von einer traurigen Leidensgeschichte. Endlich erlöste ihn der Tod. In seiner Sterbestunde gab er mir einen goldenen Ring und stammelte einige Worte dazu, deren Sinn ich nicht zu deuten wußte. Die Obrigkeit gab mich gegen ein geringes Kostgeld, das mir die öffentliche Barmherzigkeit zuwandte, zu fremden Leuten. Karge Nahrung, die mich kaum vor Hunger schützte, überhäufte Arbeit, Scheltworte, Mißhandlungen, das ist die Geschichte der Tage, die ich unter jenen schlechten und rohen Menschen verleben mußte. Acht Jahre alt, hatte ich das verzogene, vierjährige Kind der Hausfrau zu warten. Es entfiel einst meinem kraftlosen Armen und erhielt eine Beule am Kopfe. Grausame Mißhandlungen warteten meiner, das wußte ich, wegen dieser Verletzung des Lieblings der rohen, heftigen Mutter. Ich konnte, ich wollte sie nicht ertragen. Es war Abend; ich legte das Kind auf eine Bank und entfloß meinen lieblosen Vormündern; ein nahes Gehölz schützte mich vor ihren Nachsuchungen. Dort warf ich mich auf die Kniee nieder und betete zu Gott, er möge mich schützen oder sterben lassen. Mehrere Tage

irrte ich ohne Obdach umher. Des Nachts schlief ich unter Korngarben oder Bäumen. Am Tage erbettelte ich mir Brod, um nicht zu verhungern. O trauriges Loos eines armen, verlassenen, verwaisten Kindes! Einige Tage war ich so in der Irre herumgelaufen; da kam ich in eine freundliche Stadt; der Hunger peinigte mich; ich trat in das erste Haus, das am Wege stand; mein Schutzengel führte mich hinein. Eine ältliche Dame stand auf der Flur. Ich bat sie flehentlich um etwas Nahrung. „Wer bist du, arme Kleine“, fragte sie, „so jung noch und schon bettelst du?“ Es waren die ersten theilnehmenden Worte, welche ich aus dem Munde einer Frau hörte. Sie nahm mich mit ihr in ihr Zimmer und erquickte mich da mit Speise und Trank. Ich erzählte ihr meine traurige Geschichte. „Armes Mädchen!“ sprach sie, „auch ich stehe so ganz allein in der Welt. Gottes Vorsehung hat dich wohl zu mir hergeführt; ich will dir Mutter sein. Wie heißt du und wie war der Name deines Vaters?“ — Ich nannte ihr ihn. Sie erbleichte — — — „Also auch er war nicht glücklich“, sprach sie leise vor ihr hin. „Und hast du sonst kein Andenken von deinem Vater?“ fragte sie weiter. Ich zeigte ihr den Ring, welchen mir mein Vater sterbend gegeben hatte. Er trug die Buchstaben L und S ineinander verschlungen. Ich wäre lieber verhungert, ehe ich mich von diesem Andenken getrennt hätte.

Die Fremde nahm mich also auf. Sie liebte mich und widmete mir die zärtlichsten Mutterforgen. Doch nicht an mir allein hat sie so edelmüthig gehandelt. Sie besaß zwar nur ein mäßiges Vermögen; aber sie lebte sparsam; ihre Börse war Armen und Bedürftigen stets geöffnet, und die vielen Leiden, welche Gold nicht verschrecken kann, suchte sie durch Trost, Beistand und thätige Hülfe zu lindern. Ihr ganzes Leben war ein beständiges Aufopfern für Andere, eine beständige Selbstverleugnung.

Zehn Jahre waren verflossen, seit ich eine Heimath und eine Mutter gefunden hatte. Ich war zur Jungfrau herangereift. Da erkrankte meine Mutter schwer. Auch ihre Krankheit war Folge ihres Edelmutheß. Sie hatte das Kind einer armen Wittve in einem heftigen Nervenfieber gepflegt. Nach einer am Krankenlager durchwachten Nacht erkältete sie sich auf dem Wege in ihre Wohnung; sie mußte sich niederlegen; das Kind der Wittve genas, aber meine Wohlthäterin ward in das ewige Reich der Seligen aufgenommen. Ich habe nie mehr gefühlt, welches Glück die Tugend gewährt, als an ihrem Sterbebette. Wie ruhig, wie groß verließ sie diese Welt, wie heiter starb sie in dem Bewußtsein, nur das Gute gewollt zu haben!

Und doch hatte sie die herbste Prüfung erfahren, die vielleicht einem Weibe auferlegt werden kann! Sie ward einst verlassen, treulos verlassen. Nach ihrem Tode vertraute mir ihre genaueste Jugendfreundin die nähern Umstände ihres frühern Lebens. Sie selbst sprach niemals davon. In ihrem achtzehnten Jahre war sie die Braut eines jungen Mannes, den sie innig liebte und der auch ihr ewige Liebe und Treue geschworen hatte. Sie war damals sehr schön. Die Blattern grassirten in ihrer Vaterstadt. Auch sie ward davon überfallen und die Spuren dieser furchtbaren Krankheit entstellten ihr früher so schönes Gesicht. Die Besuche ihres Bräutigams wurden seltener; sein Betragen gegen sie kälter; endlich verließ er sie und ging in eine ferne Stadt; er hatte nie sie selbst, sondern nur ihre Schönheit geliebt.

Die verlassene Braut verlebte kummervolle Jahre; keinen Schmerz trägt ein edles weibliches Wesen schwerer, als den, einen Mann verachten zu müssen, an den es einst durch Bande der Liebe gefesselt war.

Meine Wohlthäterin hatte mich zu ihrer Universalerin eingesetzt. Ich hatte noch bei ihrem Leben die Wahl eines Mannes getroffen, der mir sein Versprechen, mich glücklich zu machen, redlich gehalten hat. Meine Hochzeit nahte heran. Ich durchstöberte alle alten Papiere, die auf mein ererbtes Vermögen Bezug hatten; da kam mir ein vergilbter Brief zufällig in die Hände. Meines Vaters Namenszüge standen darunter; hastig durchslog ich ihn. Er war voll

Liebensversicherungen an — meine sel. Wohlthäterin gerichtet. Mein Vater, mein unglücklicher Vater war es, der sie schönede verlassen hatte, und mich, sein Kind, nahm sie liebevoll auf und ward meine zweite Mutter!—

Der Frauenspiegel.

(Von N.....)

Ehret die Frauen! Ein Loblied ertöne,
Wo man die Würde der Frauen erblickt,
Daß sich das Leben durch Anmuth verschöne,
Hat sie der Himmel mit Anmuth geschmückt.
Doch wenn sie nur mit Reizen prangen,
Die schon des Herbstes Hauch zerstört,
Und stets an Schein und Flitter hangen,
So sind sie keines — Spiegels werth.

Ehret die Frauen! Mit ewiger Treue
Schenken sie sich dem erkornen Mann,
Ob das Verhängniß mit Rosen bestreue,
Oder mit Dornen verwirre die Bahn.
Doch wenn ihr Herz im Flattersinn
Sich nur zum Glanz des Glückes kehrt,
Und feil und käuflich ihre Minne,
So sind sie keines — Mannes werth.

Ehret die Frauen! Sie lindern und tragen
Freundlich dem Gatten die drückende Last,
Trösten, wenn Sorgen am Herzen ihm nagen,
Schaffen nach Arbeit ihm Frieden und Raht.
Doch wenn sie immer schmä'h'n und keifen,
Von Janf und böser Laun' empört,
Und doch ihr Unrecht nicht begreifen,
So sind sie keines — Gatten werth.

Ehret die Frauen! Sie hegen und legen
Liebend die Kindlein mit inniger Lust,
Wecken die Tugend mit sorgsamem Pflegen,
Wahren der Unschuld in kindlicher Brust.
Doch wenn sie von Idyllen träumen,
Und, von Romanengluth verzehrt,
Die heil'ge Mutterpflicht verfäumen,
So sind sie keines — Kindes werth.

Ehret die Frauen! Im häuslichen Kreise
Walten sie ordnend mit klugem Verstand,
Warten des Herdes mit schöpfer'schem Fleiße,
Drehen die Spindel mit emsiger Hand.
Doch wenn sie mehr beim Theetisch glänzen,
Als wirklich schalten an dem Herd,
Mürrisch daheim, vergnügt bei Länzen,
So sind sie keines — Herdes werth.